

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 16 (1926)
Heft: 36

Artikel: Eine Segelbootfahrt
Autor: Kempf, W.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-645009>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 15.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Ihr Zwiegespräch mit Falkern und Libellen,
Die wie in wunderzartem Menuett
Sich ob den Glikterfischlein wiegen...
Der Sommernachmittag spinnt seinen Traum...

Eine Segelbootfahrt.

Von W. Kempf.

Ausfahrt.

Aufgetadelt lag unsere Segelscholle im kleinen Hafen von Murten. Die alten Türme des Städtchens, die einst Karl des Kühnen Troß geschaut, beguckten das Fahrzeug neugierig vom Uferhügel herab. Die weißen Segel blendeten gegen das blaugrüne Wasser, auf dessen Grund sich der blanke Widerschein ausbreitete. Ein nervöses Zittern in den Verspannungen, ein leises Klattern des Windfahnhens auf dem Großbaum verriet die Ungeduld des Bootes zur Ausfahrt. Wie einem reisefertigen Mädchen im weißen Sommerkleide, dessen Busen sich schwellt vor Lust und dessen Sinne voller Pläne sind, war dem Boot zumute. Die Kette am Bug und das Tau am Riele wurden gelöst, die Bewegungsfreiheit war ihm gegeben. Freudige Erregung durchlief den schlanken Schiffsrumpf, die Segel strafften sich, eine sanfte Brise trieb uns gemächlich in den offenen See hinaus. Drüben lag in der vollen Sonne der rebengeseignete Mont Builly, kurzweg „Berg“ genannt. Gelbe Kornfelder, braune Aeder, grüne Wiesen, durchbrochen von dunklen Laubflexen der Gebüsche, schoben sich zwischen die Weingärten, so daß der Berg wie mit bunten Kleiderlappen behängt aussah. Dem schilfversteckten Ufer entlang spannten die Dorfdächer breitflächige Schirme aus, während der ungeschützte Rücken des Berges in der heißen Sonne schmorte. Die Seelandschaft zeigte sich in getreuem Doppelbilde; denn Berg und Ufer und Häuser, Himmel und Wolken waren in Wassers klarem Spiegel farbenbunt abgeklatscht. Darüber lag ein schillernder Firniß von Perlmutterglanz. Ein feiner, silberner Uferstrich trennte die Wirklichkeit von der vollendeten Täuschung. Die Betrachtung des wundersamen Reflexbildes verkürzte uns die langsame Ueberfahrt in den Bronze-Kanal, dem Verbindungsweg zwischen Murten- und Neuenburgersee.

Hatten wir bis hierher noch leidliche Fahrt, so galt es nun kräftig zu rudern, weil das bißchen Wind sich hinter dem Berge, den Häusern von Sugiez und den hohen Ufergebüschen so versteckte, daß nicht ein Hauch mehr zu verspüren war. Ein Segelboot mit dem Ruder antreiben, bringt wenig Vergnügen. Die Sinne sind zum vorneherein auf flotte Fahrt eingestellt. Das lurchenhafte Dahinkriechen auf dem Wasser ist für den Segler verdrießlich. Die Langeweile kam auch über das Segeltuch. Es erschlaffte mitamt den Windfahnen, die appetitisch heruntergeschlammpten. Brütige Wärme hockte auf dem Kanal. Das gelblich schmutzige Wasser schien eingebüßt zu sein. Morastfetzen schwammen herum, als hätte der Kanal sich soeben gründlich ausgekämmt. Zuweilen stach die Spitze einer langen Fährute in die regungslose Stille hinein. Nirgends war ein Fischer zu erspähen. Sie schnarchten wohl alle im Gebüschschatten und überließen den Fischfang dem zwischen den Dammsteinen festgeklemmten Gerät. Ganz Witzige hatten Gloden an der Rute angebracht, damit sie geweckt würden, wenn Beute an der Angel zappelte. Das Signal zum guten Fange ertönte aber von keinem Plake her. Die Fische waren ebenso faul nach dem Röder zu schnappen, wie die Fischer sich um das Angelzeug zu kümmern. Wenn wir dem Ufer zu nahe kamen, plumsten dickbäuchige Frösche ins Wasser, darob die eingenickten Vögel in den Baumkronen jäh erwachten und erschreckt davonflatterten. Wendeten sich die Augen ermüdet vom Wasser ab, stunden die ausgedehnten Domänen von Witzwil vor ihnen. Endlos erstreckten sich die Felder, da und dort von dichten Tannenhägen begrenzt. Und dahinter die langgezogenen, blauumflorten Zura-

höhen, auf denen die Sehnsucht der Ferne träumte. Eine Herde Röße hielt dem Uferdamm entlang Schritt mit uns. Neugierig äugten die Tiere nach unsern Segeln. Dann hob eines den Kopf, wieherte, setzte zum Galoppe an, gefolgt von allen andern. Die Erde dröhnte. Und wie auf Kommando machte der ganze Trupp an der Grenze des Pferches Halt und staunte uns nach, bis wir hinter der Biegung von La Sauge verschwanden. Ein guter Imbiß in dem alten Strandwirthshaus frischte die eingeduselten Kräfte auf zur Weiterfahrt. Wieder mußten die Ruder eingreifen. Ein großes breitgedrücktes Motorlastschiff schnaupte an uns vorüber. Es schien auseinanderbersten zu wollen ob seiner Schwerlast. Gebräunte, halbnackte Gefellen steuerten das trachtige Fahrzeug. Seemannsgruß! — Vorbei! Der Neuenburgersee kam in Sicht. Nun begann das richtige Segeln. Ein paar Schläge außerhalb der Kanalöffnung lavierten wir uns an den guten Wind heran. Wie ein Jagdhund die Fährte des Wildes erschnuppert, so witterten die Fährchen die gute Brise zum voraus. Sehnlichst warteten die Segel auf diesen Moment. Den ganzen Kanal entlang mußten sie untätig am Masten hängen, lagen sie in Falten von oben bis unten. Jetzt wurden sie glatt gestrichen; jetzt bekamen sie Bäuche; jetzt tranken sie sich begierig windvoll; trunkene Lust kam über sie und das Boot. Es legte sich über und flüchte geschmeidig durch die dunkelblaue Flut. Scheitel um Scheitel kammte der Bug in die Wellenköpfe. Silberne Strähnen flatterten beidseitig auf, klatschten über Bord und uns ins Gesicht. Seemannstaupe! Rastig wie ein Vollblüter durchmaß das Boot die weite Fläche. Oft krenzte es so sehr, daß Bordrand und Wasserlinie zusammenfloßen. Es war dann wie im Flugzeug, wenn es sich in der Kurve stark auf den einen Flügel legt. Zischend schoß das Wasser vom Rumpfe weg. Der Kiel ließ eine brodelnde Furche zurück. Alle Segler, denen wir begegneten, holten wir auf und kein spitzfindiges Manöver brachte sie wieder an unsere Seite. Adis! wir hatten Vollfahrt.

Eine halbstündige Rast in Neuenburg, dann wieder los, dann wieder fort, dann wieder hinaus zu Wind und Wogen. Die Eile war begründet: wir wollten noch vor dem Vernachten oben in Estavaner landen. Wir hatten noch zirka 16 Kilometer abzusegeln. Wind und Fahrt schienen uns gut zu wollen. Das Boot verdoppelte seine Schnelligkeit, um der Nacht zuvorzukommen. Stadt und Hafen und Menschen blieben zurück, wir waren alleine draußen. Tief hinten im Val de Travers feierte die Sonne ihren Abschied. Goldgefäunte Wolken schwebten im Reigen um das scheidenbe Leuchtgestirn. See und Ufer zerfloßen in rotvioletter Lünche, gegen die der indigoblaue Zura einen Riesendamm aufrichtete. Und weit entrückt am verblassenden Südhorizonte, kaum noch zu ahnen, eine geisterhafte Fata morgana: die fahlen Firnen der Berner Alpen! Der Tag erlosch, die Dunkelheit überholte uns rasch, wir gewannen das Rennen gegen sie nicht; plötzlich war sie über uns, neben uns, unter uns. Die Senkung des Himmelsbogens verband sich mit dem Wasser, es gab keine Lücke mehr, um durchzuschlüpfen. Die Schwere des dunkeln Raumes schien den See zu einer Wölke zusammenzudrücken. Wie mußte dem Meereseinsiedler zumute gewesen sein, der sich auf das waghalsige Abenteuer begab, den Ozean auf einem Segelboot ganz allein zu queren, wenn die Nacht das Meer ringsum verbarrikadierte! Wenn sie ihre schwarzen Wände aufstürzte und er, wie von ungeheurem Abgrunde eingeferkert, ein Gefangener der Finsternis war, in die von obenher, aus überferner Weite nur ein Sternlein wie der schwache Schimmer einer Schiffslaterne blinkte. Mochte er Auslug halten wohin er wollte, er fand nichts, das sich ihm hätte gesellen können, als seine eigene Seele; sie alleine teilte die ungeheure Stille mit ihm. Die Nachtfahrt auf dem Wasser gleicht der Wanderung im Nebel: himmelhohe Mauern versperrten uns den Weg, die aber vor unsern Schritten ebenfalls schrittweise ausweichen und wenn die Hände sich halten wollen, greifen sie ins Leere. Auch uns erging es so. Vor dem Buge schien beständig eine Wand,

eine Mauer in eine verschwommene Ferne zurückzutreten. Und in diesem mystischen Dunkel schwebte das Boot mit seinen weißen Segeln wie ein Wassergeist. Manchmal zerriß ein seltsam gedehnter Schrei die nächtliche Stille. Dann zuckte es über der Spitze des Großbaumes silbern auf und erlosch hoch oben in der Dunkelheit. War es die Nacht, die im Traume aufstöhnte? War's eine späte Mäve, die uns schreiend folgte? Was hatte das zu bedeuten? Sturm vielleicht? Nun schwiegen die Schreie ganz. Irgendwo im Raume erstikten sie. Hinter uns flimmerte ein breiter Lichtgürtel, den sich die dunkle Verglehnung umgebunden. Eine Märchenstadt schien dort dem See entfliegen zu sein. Hoch über ihr zerstückte die lange Strahlenlänge des Scheinwerfers vom Chaumont die Nacht. Es war, als hockte ein Zyklope am Ufer, dessen Einauge alles abtastete, was in seine Nähe kam. (Schluß folgt.)

Verzeihen Sie Eveline!

Von Annie Vivanti.

(Schluß.)

Der Professor richtete seinen Blick wieder auf die Pendeluhr.

„Sie haben heute noch nicht gegessen?“ fragte er plötzlich.

„Nein“, sagte ich bestürzt.

„Dann entblößen Sie gütigst Ihren rechten Arm.“

Ich gehorchte zitternd.

„Setzen Sie sich hierher.“ Der Doktor wies auf einen Lehnstuhl neben einem Regal mit chirurgischen Instrumenten.

„Haben Sie keine Angst“, fügte er hinzu, „ich werde Ihnen nicht wehe tun.“ Mit diesen Worten wandte er mir den Rücken und machte sich daran, einige Gegenstände auf dem Glastische herzurichten. Und vielleicht, um mich auf andere Gedanken zu bringen und die Furcht abzuschwächen, die er in mir erriet, begann er ziemlich liebenswürdig zu plaudern.

„Das Blut, gnädige Frau, ist wie ein Zauberer, der die tiefsten Geheimnisse unseres Organismus, die dunkelsten und verborgensten Neigungen, die in uns stecken, enthüllt; es ist ein Weissager, der uns die Vergangenheit, die Gegenwart und die Zukunft verkündet. Darin besteht eben der Wert meiner bescheidenen Entdeckung: auf Grund dieses neuen Verfahrens bei der Blutuntersuchung können wir heute den Ereignissen voraussehen, der Krankheit, noch bevor sie in Wirklichkeit existiert, entgegentreten und sie bezwingen.“

Mit diesen Worten stellte er ein kleines schwarzes Becken unter meinen Ellbogen und band einen dünnen Kautschukschläuch um meinen Vorderarm. Ich schloß die Augen.

Zuerst hatte ich am Arm die Empfindung einer sehr großen Kälte; dann... ein kurzer Schlag, ein stechender Schmerz! Ich schlug die Augen auf und bemerkte, daß er eine kleine Phiole an meinen Arm preßte, die sich langsam mit Blut füllte.

„Fertig!“ — Rasch verband er mir den Arm.

„Nun erholen Sie sich von dem kleinen Schreden und kommen Sie morgen Vormittag wieder, um... das Urteil zu hören.“ Mit einem gutmütigen Lächeln reichte er mir die Hand. Dies war der richtige Augenblick: jetzt oder nie mußte ich meinen Auftrag ausführen.

„Herr Professor... erlauben Sie mir ein Wort?“ ... stammelte ich.

Sein Antlitz umwölkte sich. Er erhob wieder den Blick zur Pendeluhr. Dann öffnete er höflich, aber bestimmt die Türe.

„Morgen, gnädige Frau, um viertel nach neun.“

Als ich hinunterkam, sah ich vor dem Tore einen geschlossenen Wagen und am Fenster das erregte Gesicht Evelinens unter einem neuen, mit Rosen garnierten Hut.

„Kann ich hinaufgehen?“ leuchtete sie. „Erwartet er mich? Hat er mir verziehen?“

„Sprich nicht!“ sagte ich schauernd und setzte mich neben sie.

„Rutscher, zur Villa Fren!“

Am nächsten Morgen um viertel nach neun läutete ich entschlossen an der Türe des Professors Hilgard. Nichts sollte mich diesmal davon abhalten, ihm Evelinens Botschaft zu überbringen. Die Unglückliche hatte die Nacht unter konvulsischen Tränenausbrüchen verbracht, und da ich ihr exaltiertes Wesen kannte, befürchtete ich irgend einen unüberlegten Streich.

Im Vorzimmer stieß ich beinahe mit der Dame des Vortages zusammen. Wenn es nicht die roten Haare gewesen wären, hätte ich sie fast nicht erkannt. Sie schien ganz verklärt und strahlte über das ganze Gesicht. Sie verabschiedete sich gerade in überschwenglicher Weise vom Professor. Ich blieb stehen und trat etwas auf die Seite.

„Herr Doktor!“ Ihre Augen glänzten, ihr roter Mund lachte. „Sie haben mir das Leben wiedergegeben. Ich fühle mich wie neugeboren. Schon das Bewußtsein, gesund zu sein, hat mir sofort alle Beschwerden genommen.“

„Die Macht der Autosuggestion“, lachte der Doktor. „So hat also der liebe Coué recht, wenn er sagt, daß zur Heilung jeden Übels die Ueberzeugung genüge, es nicht zu haben.“

Mit einem Aufschrei der Freude ergriff die Frau seine Hand und führte sie stürmisch an die Lippen. Dann ging sie eilends hinaus.

„Das ist eine glückliche Frau!“ bemerkte ich, indem ich mit dem Doktor in das Ordinationezimmer trat; und um nicht den Mut zu verlieren, begann ich sofort von dem zu reden, was mir am Herzen lag.

„Diese Frau ist glücklich, aber ich kenne eine... die es nicht ist.“

Der Doktor wandte sich um und schaute mich an. Ich bemerkte, daß sein Gesichtsausdruck ernster, aber weniger hart als am Vortage war.

„Sie meinen sich selbst, gnädige Frau?“ Mit einer fast liebevollen Bewegung ergriff er meine Hand.

„Sie haben keinen Grund, unglücklich zu sein. Wir werden Sie behandeln, wir werden Sie gesund machen... Verstehen Sie? Ich verspreche Ihnen, daß Sie genesen werden.“

Ich war vor Schreden wie gelähmt. Ich hatte plötzlich die Empfindung, als ströme alles Blut aus meinem Herzen.

„Beruhigen Sie sich“, fuhr der Doktor fort. „Rechtzeitig behandelt, stellt sich die Sache nicht so ernst dar, als wenn...“

„Mein Gott! So bin ich denn krank? Herr Doktor! Was habe ich? Was fehlt mir?“

„Gnädige Frau“, sagte er in befehlendem Tone, „vor allem verbiete ich Ihnen, sich aufzuregen.“

Er drehte sich um und nahm aus einem Fache des Schreibtisches einen Zettel. Er las ihn durch und sagte: „Ich habe bei Ihnen einige nervöse Störungen gefunden, die jedoch ein rein akademisches Interesse haben. Außerdem — der Professor dämpfte ein wenig seine Stimme — ist in Ihrem Blute die Neigung, bitte ich sage Neigung, zu Geschwülsten ersten Charakters. Sie werden sich einer ungefähr zweijährigen Kur unterziehen müssen.“

Ich hörte nichts mehr, ich glaubte, ich wäre im Delirium.

Ich krank? Von einem entsetzlichen Uebel bedroht? Von jenem fürchterlichen Uebel, dessen Namen auszusprechen ich nie gewagt hätte ohne zu zittern! Eine zweijährige Kur!

Alles drehte sich um mich. Ein Schleier legte sich um meine Augen.